

Carlos Collado Seidel

## **Mythos „deutsch-spanische Freundschaft“?**

Vortrag bei der Deutsch-Spanischen Gesellschaft Niedersachsen

Hannover, 24. September 2025

*"Unsere Beziehungen zu Spanien tragen den Charakter einer seit Jahrhunderten durch nichts getrübten Freundschaft mit diesem Lande, von dem aus uns keinerlei politische Gegensätze trennen, mit dem uns zahlreiche kulturelle Interessen verbinden".*

Diese Worte fielen im Jahr 1925 vor dem deutschen Reichstag. Sie stammen von Gustav Stresemann. Er war damals Außenminister der Weimarer Republik. Acht Jahrzehnte später, im Jahr 2002, griff wiederum Bundespräsident Johannes Rau bei seinem Staatsbesuch in Spanien diesen Satz auf und bekräftigte damit die unveränderte Aktualität der damaligen Feststellung.

Wie Ihnen allen hinlänglich bekannt ist, stellt darüber hinaus die Bezugnahme auf die Herrschaft von Kaiser Karl V., als das Heilige Römische und das hispanische Reich unter einer Krone in Personalunion verbunden waren, einen bei jeder sich bietenden Gelegenheit vorgetragenen Topos dar, mit dem die Wurzeln der deutsch-spanischen Verbundenheit zum Ausdruck gebracht werden. In der Tat waren beide Reiche im gesamten Verlauf der Herrschaft der spanischen Habsburger, also bis zum Jahr 1700, aufs Engste miteinander verbunden. Mit der Übernahme der Krone durch einen Bourbonen-Prinzen sowie darüber hinaus dem Niedergang des spanischen Imperiums nahmen indes die Berührungs punkte zwischen beiden Ländern kontinuierlich ab.

Blickt man nun auf die letzten 100 Jahre zurück, lässt sich nicht nur feststellen, dass die bilateralen Beziehungen sowohl für Spanien wie für Deutschland von sekundärer Bedeutung waren – einmal abgesehen vom Zeitraum zwischen 1936 und 1945. Auffallend ist darüber hinaus vor allem, dass die Ergebnisse der historischen Forschung in einem auffälligen Widerspruch zum Schlagwort der „traditionellen Freundschaft“ stehen.

Erlauben Sie mir, hierzu ein paar Beispiele anzuführen:

Der Titel der Dissertation von Wolfgang Pöppinghaus zu den kulturellen Beziehungen in den Jahren der Weimarer Republik spricht von „Moralischen Eroberungen“.

Jener der Studie von Alexander Sepasgosarian zu den politischen Beziehungen im gleichen Zeitraum setzt hinter der „ungetrübten Freundschaft“ ein Fragezeichen.

Rafael García Pérez, der sich in seiner Dissertation mit den deutsch-spanischen Wirtschaftsbeziehungen während der NS-Zeit befasst hat, kommt seinerseits zum Ergebnis, dass es das Ziel der NS-Regierung gewesen sei, Spanien zu einem semi-kolonialen

Vasallenstaat zur Versorgung des „Dritten Reichs“ mit landwirtschaftlichen Produkten und Rohstoffen zu machen.

Birgit Aschmann wiederum, die die bilateralen Beziehungen in der Adenauer-Ära beleuchtet hat, setzt hinter den im Titel ihrer Studie verwendeten Begriff der „Treuen Freundschaft“ ebenfalls ein Fragezeichen.

Natalia Urigüen schließlich spricht für die Jahre der Transición nach Francos Tod von einer nicht gerade enthusiastisch anmutenden „notwendigen Nähe“, um die Beziehungen zwischen beiden Ländern auf den Punkt zu bringen.

Die Beziehungen zwischen beiden Ländern waren, anders als das Zitat von Gustav Stresemann suggeriert, tatsächlich keinesfalls frei von Konflikten.

Für die Bismarck-Zeit stehen dafür die territorialen Begehrlichkeiten des Kaiserreichs, sich der weitläufigen spanischen Inselarchipele der Marianen und Carolinen im Pazifik zu bemächtigen, ein Vorhaben, das nach dem spanisch-amerikanischen Krieg von 1898 schließlich auch gelang.

Im Verlauf der Marokko-Krisen von 1905 und 1911 standen wiederum deutsche wirtschaftliche Begehrlichkeiten im Raum, die mit den spanischen Ambitionen in diesem Gebiet kollidierten.

Dem Kaiserreich gelang es während des Ersten Weltkriegs wiederum nicht, Spanien auf seine Seite zu ziehen, während die Versenkung spanischer Frachtschiffe durch die deutsche Kriegsmarine ab 1917 zu schwerwiegenden Spannungen führte.

In den Weimarer Jahren kann ebenso wenig gerade heraus von einer „ungetrübten Freundschaft“ gesprochen werden, einmal davon abgesehen, dass die zwischenstaatlichen Kontaktpunkte besonders sporadisch waren: Die Verhandlungen zu einem Handelsabkommen waren konfliktbeladen und zogen sich über Jahre hin. Das im Jahr 1926 für Berlin schließlich erzielte vorteilhafte Ergebnis war darüber hinaus nur möglich geworden, nachdem die Deutschen die Zusicherung gegeben hatten, die Kandidatur Spaniens als Mitglied im permanenten Rat des Völkerbundes zu unterstützen. Das hielt die deutsche Regierung allerdings nicht davon ab, sich an diese Zusage nicht zu halten. Spanien wiederum hatte sich zuvor im Jahr 1921 versagt, die deutsche Position hinsichtlich der Verhinderung der Abtretung oberschlesischer Gebiete an Polen zu unterstützen.

Vor den bilateralen Beziehungen rangierten nun einmal die jeweils eigenen Interessen und vor allem die Rücksichtnahme auf jene Staaten, die wie Frankreich oder Großbritannien eine deutlich größere Bedeutung für die eigene Außenpolitik hatten. Diese Nachrangigkeit der Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland zeigt sich nicht zuletzt darin, dass in den Akteneditionen zur deutschen Außenpolitik seit 1918 die Anzahl an Dokumenten zur Spanienpolitik verschwindend gering ist – einmal abgesehen vom Zeitraum zwischen 1936 und 1945.

Hinzu kommt, dass die deutsch-spanischen Beziehungen stets auch im Spannungsfeld der jeweiligen Beziehungen zu Großbritannien und insbesondere Frankreich standen. Das war bereits im Zuge der Kandidatur eines Hohenzollern-Prinzen auf den vakanten spanischen Thron der Fall gewesen, die eine durch Bismarck beabsichtigte Provokation Frankreichs darstellte, die im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 mündete. Das Gleiche lässt sich im Zusammenhang mit den Marokkokrisen oder dem Ersten Weltkrieg feststellen, als wiederum Spanien den Nachbarn Frankreich im Kalkül hatte und eine Konfrontation mit Paris vermeiden wollte.

Das ab Mitte der 1920er Jahre in Deutschland aufkommende Interesse an der spanischen Kultur und Sprache stand für den Romanisten Victor Klemperer bezeichnenderweise ebenfalls in diesem Zusammenhang, nämlich dem aus der Kriegsniederlage und dem „Versailler Diktat“ resultierenden Groll auf Frankreich: „*Man lobt Spanien, um implicite Französisches herabzuwürdigen*“.

Hieran änderte sich auch nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten zunächst einmal nichts. Im Weltbild Hitlers hatte Spanien, anders als der „Erbfeind“ Frankreich oder der „Lebensraum im Osten“, keinen Platz. Das zeigt sich bereits daran, dass in Hitlers „Mein Kampf“ jegliche nennenswerten Bezüge auf Spanien fehlen.

Dieses Desinteresse kommt auch in Details zum Ausdruck: Als etwa der Anführer der zu dem Zeitpunkt mitregierenden spanischen Rechten, José María Gil Robles, im Jahr 1934 zum Reichsparteitag der NSDAP fuhr, kam es zu keiner Begegnung mit Hitler. Im Jahr darauf tat es der spanische Faschistenführer José Antonio Primo de Rivera. Ihm gelang es immerhin ein paar Worte mit Hitler zu wechseln. Allzu erbaulich scheinen sie jedoch nicht gewesen zu sein. Primo de Rivera zeigte sich im Nachgang jedenfalls nicht sonderlich angetan.

Das Desinteresse an Spanien zeigt sich auch in der anfänglichen Haltung des „Dritten Reichs“ gegenüber dem im Juli 1936 entfesselten Bürgerkrieg. Das Auswärtige Amt wollte entgegen aller Hilfesuchen der Putschisten von einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten Spaniens nichts wissen. Man fürchtete vor allem einen Konflikt mit der Londoner Regierung, die den zu der Zeit angestrebten Ausgleich mit Großbritannien hätte konterkarieren können.

Es muss sich um eine Bauchentscheidung Hitlers gehandelt haben, als er im Anschluss an eine Festspielaufführung in Bayreuth der von zwei Emissären Francos vorgetragenen Bitte entsprach, Hilfestellung zu leisten. Zu dem Zeitpunkt ging es allerdings allein um dringend benötigte Transportflugzeuge, mit denen die von Franco kommandierte Afrika-Armee auf das spanische Festland übergesetzt werden sollte. Goebbels jedenfalls notierte in sein Tagebuch: „*Wir beteiligen uns so ein bisschen in Spanien. Nicht sichtbar. Wer weiß, wozu es gut ist.*“ Damals ahnte ja auch niemand, dass ein dreijähriger Bürgerkrieg bevorstand.

Die daraufhin erfolgte Intensivierung der militärischen Unterstützung hatte wiederum vor allem den Zweck, sich mit dem Sieg Francos einen zur Dankbarkeit verpflichteten und

möglichst gewogenen Staat an der Südflanke der Pyrenäen zu sichern. Hinter der Entsendung der Legion Condor standen aber auch eigene militärische Interessen. Damit sollte der im Aufbau befindlichen Luftwaffe die Gelegenheit gegeben werden, unter realen Kampfbedingungen zu trainieren und mit der Erprobung von Bombenabwurfttechniken an der flächendeckenden Zerstörung ganzer Ortschaften zu experimentieren. Das Schicksal, das das baskische Städtchen Guernica traf, war beileibe kein Einzelfall.

Dass es sich bei dieser militärischen Intervention um keinen Freundschaftsdienst handelte, zeigt sich auch daran, dass das „Dritte Reich“ die entstandenen Kosten bis auf den letzten Pfennig in Rechnung stellte und es sich trotz des Widerstandes Francos darüber hinaus den Zugriff auf kriegsrelevante Rohstoffvorkommen sicherte.

Von Freundschaft kann selbst in der Haltung der deutschen Militärstäbe keine Rede sein. Vielmehr hat die Historikerin Stefanie Schüler-Springorum eindrücklich herausgearbeitet, wie von deutscher Seite die Arroganz und ein unverhohlenes Überlegenheitsgefühl an der Tagesordnung waren – und das entgegen aller damals vorgetragenen Verbundenheitsbekundungen.

So bemerkte etwa ein deutscher Offizier: „*die Masse der spanischen Offiziere ist faul, dumm, unbelehrbar und überheblich*“. Ein militärischer Ausbilder wiederum ließ seinem Überlegenheitsgefühl freien Lauf, indem er feststellte, dass sich die Spanier unter seinem Kommando zutiefst geehrt fühlten, in den Genuss einer deutschen Ausbildung zu gelangen, und sie tagtäglich die deutsche Pünktlichkeit und Disziplin von Herzen bewunderten. Der Oberkommandierende der Legion Condor, Wolfram von Richthofen, notierte seinerseits einige Monate nach seinem Eintreffen knapp in sein Tagebuch: „*Leben, Umgebung, Essen, Leute, Land, alles scheußlich*“.

Ein solcher Gestus kommt in besonderer Weise in den selbstkritischen Gedanken eines weiteren deutschen Fliegers zum Ausdruck: „*Die Deutschen sind keine Helden. ... in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt führen sie sich so plump und arrogant auf, dass es einem hochkommt. An diesem deutschen Wesenszug wird die Welt nicht genesen. Immer wieder verlieren wir dadurch die Achtung der anderen. ... Die Ansicht, dass sich die Spanier nach uns zu richten hätten, ist sehr verbreitet. ... Und immer wieder der falsche Dünkel*“.

Dessen ungeachtet verstand sich Francos Spanien von Anfang an und ohne Wenn und Aber als Teil der faschistischen europäischen Ordnung. Das wurde auch in Berlin so wahrgenommen. Die Reibungen fanden indes erst recht eine Fortsetzung. Geblendet vom Sieg über Frankreich und in der Überzeugung, vor dem „Endsieg“ zu stehen, hätte sich Franco im Jahr 1940 kopfüber in den Krieg gestürzt. Das scheiterte allerdings an der Selbstüberschätzung des spanischen Diktators, der nicht zuletzt eine Demütigung des ewigen Rivalen Frankreich im Sinn hatte. Das Dritte Reich war jedoch weder in der Lage noch willens, die geforderten Gegenleistungen zu erbringen, nämlich die massive militärische Aufrüstung

der spanischen Streitkräfte, die Sicherstellung der Lebensmittelversorgung der Bevölkerung sowie Französisch-Marokko als Kriegsbeute.

Hitler hingegen war lediglich an einer handstreichartigen Eroberung Gibraltars durch die Wehrmacht interessiert, um die für das britische Empire überlebenswichtige Passage durch das Mittelmeer zu blockieren. Er hätte auch niemals territoriale Konzessionen zu Lasten des als Partner benötigten Regimes von Vichy schriftlich zugesichert.

Goebbels und Hitler ließen in der Folge bekanntermaßen ihrem Zorn auf Franco freien Lauf. Das „Dritte Reich“ scheute nicht einmal davor zurück, die Möglichkeiten eines Umsturzes auszuloten, um in Spanien vollends eine Marionettenregierung zu errichten. Und das ungeachtet des propagandistisch unverbrüchlich beschworenen Gleichklangs.

Dass Franco trotz des massiven Gegendrucks der Alliierten dem „Dritten Reich“ bis zum letzten Kriegstag die Treue hielt und es dabei nach Kräften unterstützte, hatte entsprechend ideologische Gründe, wenngleich Franco nie begriffen haben dürfte, was ein Sieg der Achsenmächte für Spanien bedeutet hätte. Hinter dieser Treue stand aber auch ein politisches Kalkül. Als letzter Freund Deutschlands wollte sich Franco als der erste Partner in der Nachkriegszeit empfehlen. Für das Franco-Regime stand außer Frage, dass Deutschland in der europäischen Nachkriegsordnung unweigerlich wieder einen zentralen Machtfaktor darstellen würde. In diesem Sinn hatte der spanische Botschafter in Berlin im Herbst 1944 apodiktisch festgestellt, dass es schlichtweg unvorstellbar sei, dass „triumphierende Feinde“ ein derart „kompaktes Volk“ auf Dauer niederzudrücken oder gar zu unterjochen in der Lage seien.

Es kam allerdings anders. Der Neuanfang war nicht nur davon überschattet, dass Bonn auf die international einhellige Wahrnehmung Franco-Spaniens als letztem faschistischen Staat Rücksicht nehmen musste. Hinzu kam vor allem, dass die spanische Regierung auf Betreiben der Siegermächte die Gelegenheit ergriffen hatte, um in der unmittelbaren Nachkriegszeit das gesamte deutsche Vermögen in Spanien zu enteignen – eine Maßnahme, die nicht gerade als freundschaftlich bezeichnet werden kann und langjährige Auseinandersetzungen mit der Bundesrepublik nach sich zog.

Dieser Konflikt sowie die politisch heikle gemeinsame Vergangenheit hinderten allerdings weder Bonn noch vor allem Madrid daran, unverändert die „traditionelle deutsch-spanische Freundschaft“ beschwören. Mehr noch: Anders als in den Jahrzehnten zuvor, kann nun erstmals sogar von einer auf politischer Ebene aufrichtig entgegengesetzten gegenseitigen Wertschätzung auf Augenhöhe gesprochen werden. Grundlage hierfür war, dass in den Jahren der Kanzlerschaft von Konrad Adenauer das durch das Franco-Regime ab 1945 intensiv gepflegte katholische Antlitz sowie der Antikommunismus große ideologische Schnittmengen boten.

Für christsoziale und christdemokratische Kreise stellte Franco-Spanien gerade heraus eine Oase innerhalb eines durch „sozialistische Subversion“ und Werteverfall als zutiefst bedroht wahrgenommenen Abendlandes dar. Dafür stehen stellvertretend die vom Staatsrechtler und CSU-Politiker Friedrich August von der Heyde im Oktober 1953 nach seinem ersten Spanien-Aufenthalt an den spanischen Außenminister gerichteten Worte:

*„Mein gesamter Aufenthalt in Spanien war für mich ein einzigartiges Erlebnis. Ich habe zum ersten Mal ein Land gesehen, das den Glauben lebt und dessen Handeln auf dem Glauben gründet. Ich hoffe, dass dieses Land einem Europa ohne Glauben oder mit einem allenfalls nur schwach ausgeprägten Glauben als Ansporn, Beispiel und Grundlage dienen möge. Spanien stellt das katholische Gewissen Europas dar.“*

Zu dieser Gruppe gehörten namhafte Persönlichkeiten wie der Vizepräsident des Bundestags, Richard Jaeger, der Chefredakteur und spätere Herausgeber des Rheinischen Merkurs, Otto Roegele, oder der Bundesminister Hans-Joachim von Merkatz.

Entsprechend kann auch kaum verwundern, dass die Franco-Diktatur von diesen „Freunden Spaniens“ in einem aus heutiger Sicht unerträglich milden Licht wahrgenommen wurde. So stellte Jaeger im April 1960 unbekümmert im Bundestag fest: „*Es ist ja auch die Diktatur in einem romanischen Volk; sie wird also weder mit preußischer Exaktheit noch mit deutscher Perfektion durchgeführt, sondern eben in der etwas leichteren Lebensart dieser Völker*“.

Wenig verwunderlich ist folglich auch, dass diese „Freunde Spaniens“ die vorbehaltlose Integration Spaniens in die westliche Staatengemeinschaft unterstützten, allem voran hinsichtlich einer Mitgliedschaft in der NATO und der EWG – ein Vorhaben, das allerdings insbesondere bei sozialdemokratisch regierten Partnern auf unüberwindbaren Widerspruch stieß.

Genauso stieß auch die Annäherung der konservativ regierten Bundesrepublik an Franco-Spanien immer wieder an durch Bündnispartner gesetzten Grenzen. Das betraf etwa das von Verteidigungsminister Franz Josef Strauß im Jahr 1960 forcierte Vorhaben, in Spanien Nachschubdepots für die Bundeswehr sowie eine Luftwaffenbasis zu errichten. An politischen Rücksichtnahmen scheiterte letztlich auch das verschiedentlich angedachte Vorhaben einer Spanien-Reise von Bundeskanzler Adenauer, und sei es als ein unverfänglich wirkender Urlaubaufenthalt auf den Kanaren. Er trat sie schließlich erst im Jahr 1967 – wenige Wochen vor seinem Ableben – an. Über den deutsch-spanischen Beziehungen lag nun einmal der Schatten der faschistischen Vergangenheit.

Ungeachtet dieser auf dem Katholizismus und Antikommunismus basierenden Verbundenheit fand freilich auch jene eine Kontinuität, die gerade heraus im Faschismus und Nationalsozialismus gründete. Dies machte sich insbesondere seitens der spanischen Staatspartei Falange bemerkbar; genauso aber auch bei den Anfang der 1950er Jahre an die

10.000 in Spanien lebenden Deutschen, von denen etwa 2.500 NSDAP-Mitglieder gewesen waren, die sich fernab jeglicher Entnazifizierungserfahrung darin sonnten, von spanischer Seite schon allein als Deutsche Bewunderung zu erfahren.

Erlauben Sie mir in diesem Zusammenhang, zwei kurze Anekdoten aus meinem eigenen Leben anzusprechen.

Während meiner Schulzeit in Valladolid ab Ende der 1960er Jahre bin ich von Klassenkameraden immer wieder mit „Heil Hitler“ und gerecktem Arm begrüßt worden. Das war keinesfalls als Provokation, sondern schlichtweg spaßig-anerkennend gemeint. 1991 erhielt ich wiederum von einem Bekannten, ebenfalls in Valladolid, einen Weinkarton geschenkt. Dieser ehemalige Nachbar kam damals spontan auf die Idee, eine sympathisch gemeinte Widmung darauf zu kritzeln. Sie lautete: „1941-1991. Viva Alemania!“ 1941 war das Jahr der Entsendung der „Blauen Division“ an die Ostfront. Ich vermute mal, dass jene von Ihnen, die in den 60er, 70er oder auch noch in den 80er Jahren in Spanien unterwegs waren, ähnliche Erfahrungen gemacht haben.

Die Bundesrepublik machte sich jedenfalls dieses „Sympathiereservoir“ zunutze. In den Nachkriegsjahren bediente sich Bonn unbekümmert der Kontakte und Netzwerke von „Gestrigen“, um eigene Interessen zu verfolgen. Dazu gehörte etwa der ehemalige Militärattaché, General Hans Doerr, sowie – vor allem – der ehemalige Vertrauensmann Ribbentrops, Hans Hoffmann, der bis weit in die 1980er Jahre hinein der einflussreichste Deutsche in Spanien war.

Mit offenen Armen wurden Anfang der 1950er Jahre etwa die Flugzeugkonstrukteure Willy Messerschmitt und Claude Dornier in Spanien empfangen, die aufgrund des während der Besatzungszeit bestandenen Verbots ihre militärischen Luftfahrtprojekte mit Bonner Unterstützung auf spanischem Boden wiederaufnahmen. Die Wissenschaftshistorikerin Carola Sachse hat darüber hinaus kürzlich herausgearbeitet, dass sich die Kooperationsvorhaben sogar auf den Nukleurbereich erstreckten, inklusive einer militärischen Nutzung – ein Vorhaben, das allem Anschein nach allerdings durch Washington unterbunden wurde.

Die sozial-liberale Koalition setzte ihrerseits zwar auf Kontinuität in den bilateralen Beziehungen, doch nun unter gewandelten Vorzeichen. Jetzt ging es nicht mehr um einen vorbehaltlosen Umgang mit dem Franco-Regime, sondern darum – in Anlehnung an das Schlagwort des „Wandels durch Annäherung“ – einen Weg hin zur Demokratisierung Spaniens zu befördern. Hierzu gehörte etwa der führende SPD-Politiker Fritz Erler, der in der Intensivierung der Wirtschaftsbeziehungen ein passendes Vehikel dazu sah. Andere Sozialdemokraten, wie der erklärte Gegner des Franco-Regimes Hans Matthöfer, blieben indes radikaler und setzten sich kompromisslos für die Opposition ein.

Erwähnung finden muss jedoch insbesondere der herausragende Einsatz der SPD und vor allem ihres Parteivorsitzenden Willy Brandt für den stabil verlaufenen Demokratisierungsprozess in Spanien sowie deren Hilfestellung für den Wiederaufbau des PSOE unter dem charismatischen Parteiführer Felipe González. Die Hauptantriebskraft für diesen Einsatz stellten gleichwohl europapolitische Erwägungen dar, namentlich die Sorge vor einer Ausbreitung des Eurokommunismus sowie die Erfahrungen der portugiesischen Nelkenrevolution.

Die jeweiligen nationalen Interessen sowie die Rücksichtnahme auf übergeordnete internationale Zusammenhänge prägten auch in der Folgezeit die bilateralen Beziehungen. Und doch ist hervorzuheben, dass seit dem Betritt Spaniens zur Europäischen Gemeinschaft die Konvergenz der Interessen und die Konsonanz in der politischen Grundhaltung, insbesondere in der Europapolitik, ein Kontinuum darstellen. Daran änderten auch punktuelle Spannungen nichts, wie vor allem jene, die durch die von der Regierung unter Angela Merkel maßgeblich forcierte schmerzhafte Konsolidierung des spanischen Finanzsektors im Zuge der Weltfinanzkrise des Jahres 2008 bedingt worden ist.

\*\*\*

Das Schlagwort der „traditionellen deutsch-spanischen Freundschaft“ ist schon lange nicht mehr in der Weise omnipräsent, die es noch vor dreißig oder vierzig Jahren der Fall gewesen ist. Doch selbst als es noch zum Repertoire bei jeder sich bietenden Gelegenheit gehörte – das mögen die bisherigen Ausführungen veranschaulicht haben –, erweist es sich, jedenfalls im Politischen, nicht zwangsläufig als tragfähig.

Vielmehr könnte argumentiert werden, dass der Rekurs auf die deutsch-spanische Freundschaft nicht zuletzt als Vehikel zu verstehen ist, um eine gewogene Ausgangssituation zu schaffen, die dazu beitragen soll, den Weg zur Durchsetzung eigener Ziele zu ebnen. Wie stellte doch im Jahr 1961 ein deutscher Diplomat verwundert fest: *“Wir haben immer wieder die Erfahrung gemacht, dass die Repräsentanten des amtlichen Spanien bei konkreten Verhandlungen ihre sonst so häufig zu vernehmenden schwärmerisch-romantischen Sympathiekundgebungen für Deutschland schlagartig vergessen und sich in realistische Pragmatiker verwandeln, die überaus hart verhandeln”*.

Bemerkenswert ist aber nicht nur, dass der Rekurs auf die traditionelle deutsch-spanische Freundschaft bei allen sich im Lauf der Jahrzehnte verändernden politischen und ideologischen Parametern ein Kontinuum darstellte. Das Gleiche lässt sich von bestimmten Stereotypen und kulturellen Zuschreibungen sagen. Dazu ein paar Beispiele:

Im Vorfeld des Staatsbesuchs von Außenminister Heinrich von Brentano im Jahr 1958 verfasste ein langjähriger Spanienkenner und Diplomat eine Denkschrift, die die Überschrift „Der spanische Mensch“ trägt. Sie strotzt nur so von stereotypen Zuschreibungen: „*Typische*

*bürgerliche Tugenden sind dem Spanier fremd. ... Zähes Erwerbsstreben liegt ihm ebensowenig wie Stetigkeit, Genauigkeit und Ausdauer. ... Er handelt aus Leidenschaft. Sie ist sehr oft nur ein Strohfeuer; was wir 'Gemüt' nennen, ist sowohl dem spanischen Mann als auch der spanischen Frau fremd. – Der Spanier ist ein 'Darstellungsmensch': er spricht pathetisch und mit vielen Gesten aus und liebt vor allem die Rede barocker Übertreibungen und Schmeicheleien. Andererseits ist er genügsam und hart im Ertragen von Entbehrungen".* Ähnlich argumentierte in jenen Jahren der bundesdeutsche Konsul in Bilbao, indem er sich über die "sprichwörtliche Oberflächlichkeit, Unbeständigkeit und Bestechlichkeit, die dem spanischen Wesen als blutmäßiges Erbe anhafteten", beklagte.

Diese Zuschreibungen sind nahezu deckungsgleich mit jenen, die der in Spanien lebende Schriftsteller Ernst von Ungern-Sternberg im Jahr 1898, also ein halbes Jahrhundert zuvor, im Deutschen Handelsblatt über die spanische Mentalität darlegte: "Es mag kaum zwei Länder in Europa geben, die ihren inneren Anlagen nach so grundverschieden sind, als Deutschland und Spanien. Die Bestrebungen Deutschlands und des germanischen Charakters im Allgemeinen sind auf ein reelles 'Sein' gerichtet, während es dem Spanier nur auf 'Schein' ankommt. Es ist dies eine Dissonanz, die es uns sehr schwer macht, das Land als solches richtig in seinen Vorzügen und Fehlern zu beurtheilen".

Der deutsche Generalkonsul in Barcelona, Ulrich von Hassel, beklagte wiederum in seinen Berichten über die von großen politischen und sozialen Spannungen geprägten 1920er Jahre, dass es in Spanien unmöglich sei, politische Reaktionen und Handlungen vorherzusagen. Diesen Umstand führte er – im Gegensatz zum deutschen Wesen – auf den unsteten und von Leidenschaften dominierten „nationalen Charakter“ der Spanier zurück.

Den diplomatischen Berichten und Denkschriften lassen sich eine Vielzahl solcher Ausführungen entnehmen. Dazu gehören nicht minder weitere vermeintliche Charakterzüge wie der sprichwörtliche Stolz, das Ehrgefühl oder das maurische Blut, das auch nach 800 Jahren in den spanischen Adern fließe und unverkennbar die Art und Weise der Handhabung der Staatsgeschäfte präge. Dazu zählen natürlich auch die erwähnten Ausführungen von Richard Jaeger, wonach diesem romanischen Volk nun einmal eine „leichtere Lebensart“ zu eigen sei, die sich grundlegend vom disziplinierten preußisch-deutschen Wesen unterscheide.

Es ist erstaunlich, wie solche Zuschreibungen offenbar zeitlos sind, bestand doch in diplomatischen Kreisen selbst anlässlich des EG-Beitritts Spaniens noch die ausgesprochene Sorge, dass die spanischen Wesenszüge des Stolzes, der Störrigkeit und des Strebens nach eigenem Prestige die Handlungsfähigkeit Brüssels ernsthaft beeinträchtigen könnten. Die Erfahrung der vergangenen 40 Jahre haben jedenfalls das Gegenteil bewiesen.

Genauso verhält es sich aber auch mit jenen, den Deutschen zugeschriebenen Wesenszügen wie Disziplin, Ordnung und Leistungsbereitschaft. Auch sie sind im Imaginarien fest verankert. So hieß es etwa im Jahr 1996 in der spanischen Tageszeitung „El País“ über das

deutsche Telekom-Team, das den in den Jahren zuvor dominierenden Radrennfahrer Miguel Induráin von der Führung in der Tour de France verdrängte: „*Alles sehr geordnet. Alles perfekt. Alles sehr deutsch*“. Einige Jahre später, als die Nutzung der Windenergie aufkam, stellte ein in dieser damals noch jungen Branche tätiger spanischer Unternehmer fest: „*Wenn sich die Deutschen entschließen, auf einen bestimmten Industriezweig zu setzen, ist es ratsam, es ihnen gleichzutun*“.

Auf dem Höhepunkt der Finanzkrise von 2008 zeigte wiederum eine in der Tageszeitung „El País“ erschienene Karikatur, wie vor dem spanischen Parlament verschanzte Soldaten der Bundesrepublik den Krieg erklären. Als Bundeskanzlerin Merkel mit einem Stahlhelm bewehrt vor dem Parlamentsgebäude eintrifft, kapitulieren die Soldaten freudig lächelnd mit dem Kommentar, die Bundeskanzlerin möge doch bitte in Spanien das Kommando übernehmen – gemeint war das als Rettung aus der Krise.

Diese Wahrnehmung einer Andersartigkeit oder spezifischer „nationaler Charaktere“ hat verschiedentlich dazu geführt, dass von einer Komplementarität der Wesenszüge gesprochen wurde, die ihrerseits auf der Unterscheidung basiert, die Max Weber zwischen den protestantischen Kulturen Nordeuropas und jenen des Mittelmeerraums vorgenommen hat.

Für den Romanisten Ernst Robert Curtius war das spanische Wertesystem Ende der 1920er Jahren von einer herausragenden Aktualität, um die drängenden Herausforderungen der Moderne in Europa angehen zu können. Karl Vossler sprach zu der Zeit ebenfalls von der Relevanz der spanischen Kultur für Europa.

Für den Philosophen Hermann von Keyserling befand sich Spanien aus ethischen Gesichtspunkten damals sogar „im Zenit der europäischen Humanität“, woraus er das Postulat der Hispanisierung des europäischen Menschen ableitete. Hierbei handelte es sich um eine Vorstellung, die bereits in der Romantik und durch den politischen Katholizismus des 19. Jahrhunderts propagiert worden war.

Dieses Konzept der Komplementarität hat sich ebenfalls als langlebig erwiesen. So heißt es etwa in einer 1968 in Kooperation mit dem Stuttgarter Institut für Auslandsbeziehungen herausgegebenen Studie, dass sich Spanien und Deutschland wie Komplementärfarben verhielten. 1985 erschien wiederum eine Schrift des Essayisten Luis Racionero, die den Titel „Das Mittelmeer und die Barbaren des Nordens“ trägt. Für diesen Autor ist es demnach unabdinglich, dass sich beide Kulturen gegenseitig durchdringen, um die europäische Zivilisation zu neuen Höhen zu führen. So sei das nordische Modell nützlich, um zu produzieren, während die Kultur des Mittelmeerraumes zu einer höheren Lebensqualität beitrage: „*Das junge Blut des Nordens, das die industrielle Revolution hervorgebracht hat, muss mit den humanistischen Idealen des Mittelmeeres verfeinert werden.*“

Bereits Ende der 1960er Jahre hat der Schriftsteller Juan Goytisolo davon gesprochen – meiner Ansicht nach völlig zurecht –, dass Spanien angesichts des in jenem Jahrzehnt erfolgten sozialen Wandels bereits aufgehört hatte, jenes „tiefgründige Spanien“ zu sein, das

vermeintlicher Weise das unveränderliche Wesen der Spanier ausmache. Was für Ende der 1960er Jahre konstatiert wurde, trifft erst recht auf die sich seit Jahrzehnten dynamisch weiterentwickelnden spanischen Gesellschaft zu. Und das aller Hartnäckigkeit der Selbst- und Fremdzuschreibungen zum Trotz. Ebensolches lässt sich natürlich auch hinsichtlich des „deutschen Wesens“ sagen.

Erlauben Sie mir, dass ich in diesem Zusammenhang mit einer beiläufigen Beobachtung schließe. Ich wundere mich seit Jahren über Deutsche am Boardinggate, sei es am Flughafen in Madrid oder Barcelona, die es anders als die diszipliniert und geordnet wartenden Spanier offenbar nicht ertragen, sich in die Schlange einzureihen, sondern vielmehr auf die Gelegenheit warten, um sich bei Beginn des Boardings vorbei zu schummeln.